**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte
**Band:** 67 (1987)
**Heft:** 6

**Buchbesprechung:** Das Buch
**Autor:** [s.n.]

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 09.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

## Aus Worten Leben

*Gedanken zu neuen Gedichten von Rose Ausländer*

Im neuen Gedichtband von Rose Ausländer, der lyrische Texte aus den Jahren 1985 und 1986 zusammenfasst, gibt es zwei, die nicht in Nachbarschaft stehen und dennoch aufeinander bezogen sein könnten[1]. Das erste Gedicht lautet:

*Keine Gedichte*
*im Augenblick*
*ich will leben*

*Morgen*
*vielleicht*
*glückt das Wort*
*weisses Blatt*
*Wald voller Vögel*

*Ich*
*spitze die Ohren*
*sehe mit den*
*Eulenaugen der Nacht*

*keine Gedichte*
*Morgen*
*vielleicht*

Da ist im Ton kategorischer Feststellung das Gedichtemachen dem Leben entgegengestellt. Wer lebt, nimmt den *«Wald voller Vögel»* wahr, spitzt die Ohren und sieht mit Eulenaugen auch in der Dunkelheit. Der erfüllte Augenblick, den die Sinneswahrnehmungen reich machen, ist nicht die Zeit des Gedichts. Dennoch wird zweimal auf die Möglichkeit verwiesen: *«Morgen / vielleicht / glückt das Wort.»* Es ist zwar nicht so, dass das sprechende Ich, das die Ohren spitzt und mit Eulenaugen in die Nacht starrt, dies nur im Hinblick auf das weisse Blatt täte, das mit Worten zu füllen sein wird. Aber eine geheimnisvolle Beziehung besteht doch, ein starkes Band zwischen dem Gedicht und dem Willen zu leben.

Das zweite Gedicht, das mir darauf bezogen scheint, obgleich es eine ganz andere und weit umfassendere Thematik hat, lautet:

*Als ich*
*aus der*
*Kindheit floh*
*erstickte*
*mein Glück*
*in der Fremde*

*Als ich*
*im Getto*
*erstarrte*
*erfror*
*mein Herz*
*im Kellerversteck*

*Ich Überlebende*
*des Grauens*
*schreibe aus Worten*
*Leben*

Auf allerknappstem Raum und mit Andeutungen fast nur ist hier Autobiographisches resümiert. Rose Ausländer ist als Jüdin in Czernowitz in der Bukowina geboren. Nach dem Philosophie-

studium in ihrer Vaterstadt wanderte sie in die Vereinigten Staaten aus, *«floh aus der Kindheit»,* heiratete und erwarb die amerikanische Staatsbürgerschaft, aber kehrte nach ihrer Scheidung wegen der Erkrankung ihrer Mutter in die Heimat zurück. Da wurde sie Redaktorin und Lehrerin. 1941 bis 1944 lebte sie im Kellerversteck des Gettos. Leben gab es da nur noch im Wort. Rose Ausländer hat, was sie als Verlust der Heimat empfand, mehr noch aber, was ihr in dieser wiedergewonnenen Heimat im Alter von vierzig Jahren widerfuhr, schliesslich auch das Schreckliche, das ihr wie ungezählten Menschen ihres Volkes damals bevorstand, nie mehr vergessen können. Die einfache Sprache, die sie spricht, das lakonische Gedicht, in dem sie sich ausdrückt, ist gesättigt von bitterer und schrecklicher Erfahrung. Um die ganz kurzen Zeilen, um die isolierten Wörter ihrer Gedichte setzt sich Bedeutung an. Leben, das ist hier das Gedicht. Leben verdankt dem Gedicht seine Existenz.

Zwischen beiden Texten ist ein Gegensatz, der vielleicht aufzulösen ist, wenn man genauer erkennt, was dieses Leben in der Vorstellungswelt von Rose Ausländer, der Lyrikerin, bedeutet. Offensichtlich geht es nicht um blosse Vitalität dabei, sondern eher schon um Reflexion und Kommunikation. In der äussersten Not und Bedrohung sogar ist Überleben nicht allein eine Frage der Versorgung mit Nahrung und des Schutzes vor Kälte, sondern ebenso und vielleicht mehr noch eine Frage des Sprechens und des Zuhörens. *«Erfror/mein Herz»* ist die Metapher für jenen Tod, der eintritt, wenn zwar der Körper noch vegetiert, aber alles Seelische verstummt ist. Die Teilnahme, die Beziehungsfähigkeit, die uns mit den Menschen sowohl wie mit den Pflanzen und Tieren, mit allen Dingen, die uns umgeben, in ein lebendiges Verhältnis zu setzen vermag, machen insgesamt das Leben aus, wie es hier gemeint ist und verstanden werden müsste. Darum wird *«morgen/ vielleicht»* das weisse Blatt sich mit Worten und Versen füllen. Darum auch klammert sich die Überlebende des Grauens ans Wort, das Leben ist.

Rose Ausländer findet noch im hohen Alter — sie ist 1901 geboren — im lakonischen Sprechen überzeugenden und ergreifenden Ausdruck für diese Erfahrung, die sie als Dichterin und als Mensch geprägt hat. Eines ihrer neuen Gedichte macht einen Vergleich, der die Wahrheit des Märchens hat:

*Ich*
*bin*
*eine Koralle*
*im Meer der*
*Erinnerungen*
*und warte*
*auf den Wind*

*Prinzessin*
*fisch mich auf*
*leg mich*
*um deinen Hals*

*Das wäre*
*mein Glück*

Wer mit der Prinzessin gemeint sei, muss wohl unentschieden bleiben. Aber dass es das Glück der Koralle im Meer der Erinnerungen sei, ihren schlanken Hals zu schmücken, so dass beide, Prinzessin und Koralle, eine Erhöhung ihres Daseins erfahren, verdichtet sich hier zum sprechenden Bild. Die neuen Gedichte von Rose Ausländer sind, analog zu den hier vorgeführten Beispielen, lakonisch und einfach, oft in Zeilen gebrochen, die lediglich drei, zwei Wörter oder gar nur ein ein-

ziges umfassen. Sie nennen den Mond und die Sterne, das Glück und den Traum. Sie nehmen den Wald voller Vögel und die Blumen im Felde ins Gedicht. Frühere Verse der Lyrikerin sind vielleicht reicher instrumentiert. Es ist ein weiter Weg von so kunstreichen Gebilden wie etwa dem Sonett *«Fäden ins Nichts gespannt: wir liegen wund / verwoben in das Material der Qual, / ein Muster lückenlos auf grauem Grund / wie es ein schwarzer Wille anbefahl»* bis zu diesen späten Gedichten. So dichtete sie unmittelbar nach ihrer Befreiung und unmittelbar vor ihrer zweiten Auswanderung nach Amerika und bestätigte durch ihre Lyrik, was Czeslaw Milosz in seinem Essay *«Ruins and Poetry»* nachgewiesen hat: dass nämlich Extremsituationen, Bedrohung und Verfolgung die Suche nach neuen literarischen und künstlerischen Formen gegenstandslos machen und Dichtung gerade in diesen Situationen auf traditionelle Muster zurückgreift. In der zeitlichen Distanz zum schrecklichen Geschehen erst entstehen die knappen und zeichenhaften Gebilde, in denen das Vergangene wie in Bildern Chagalls beschworen ist.

*Anton Krättli*

[1] Rose Ausländer, «Ich spiele noch». Neue Gedichte, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1987.

## «Geh dicht, geh!»

*Zu Kurt Martis barfüssiger Lyrik*

Kurt Marti hat niemals ins reine geschrieben. Aber so vergiftet wie in seinem neusten Lyrikband *«Mein barfüssig Lob»*[1] waren seine Lieder noch nie; vergiftet, verstrahlt, verödet scheinen die Verse — Lyrik *«nach dem besuch der radioaktiven wolke»*. Ein Brevier für *«endzeitgenossen»* also, verbaler Niederschlag der letzten Umweltkatastrophen? — Martis Gedichte sind zwar vollgesogen mit allem, was von oben kommt, und sie glauben nicht mehr, dass es nur das Gute sei. Aber sie tragen weder das Schwarz der Melancholie noch das Grün der Hoffnung als Modefarbe. Sie sind nicht «umweltfreundlich» im werbetechnischen Sinn. Martis lyrischer Einspruch gegen die Umweltzerstörung ist auch ein Protest gegen eine Endzeitstimmung, die ihre eigene Resignation feiert oder der Umwelt ihre Schadstoffe als Zynismus zurückgibt. Dagegen sperrt sich schon die Struktur von Martis Gedichtband: *«klage», «lob», «sabbat»* sind seine drei Teile überschrieben; kein Tryptichon des Protestes, sondern eine sprachliche Schöpfungsgeschichte, die sich am siebenten Tag von den Anstrengungen des Widerspruchs ausruht in Sprachspiel und Humor. Es scheint, als müsse eine misshandelte Schöpfung neu geschrieben, im Text neu geschaffen werden.

Von diesem pathetischen Anspruch sind Martis Gedichte jedoch weit entfernt. Für eine Erneuerung der Schöpfung reichen Gedichte, reichen die alten Worte nicht aus. Statt in die kreative Kraft der Sprache zu vertrauen, konstatiert Marti eine Differenz zwi-

schen der Sprache und dem, was er wahrnimmt: *«noch tippt / die olivetti der finger / rebellische texte / ins blau / doch glauben die augen / schon nicht mehr.»* Abgelöst vom Subjekt schreibt sich die alte, rebellisch gehärtete Sprache maschinell weiter, während das Auge schon neue Katastrophen erkennt. Aus dieser Differenz könnte man sich retten in ein *«lid ohne worte»,* ein Auge also, das die Sprache ersetzt. So heisst es hintersinnig im *«mailid».* Doch solche Sprachskepsis, die mit dem Verstummen kokettiert, gehört zum verbrauchten Repertoire jener *«lyhyrik»,* die Marti milde verspottet. Produktiver sind — wie das Wortspiel vom *«mailid»* schon andeutet — jene Fussangeln, in denen die Sprache dort zu Fall kommt, wo sie allzu schnell über die Widersprüche in der Realität hinweggeht. Solche Hindernisse legt sich Martis Lyrik ständig selbst in den Weg; Stolpersteine für allzu behende Versfüsse, für allzu flinke Leseraugen. Kausalkettenreaktionen werden durch sie gebremst, der Blick für Sprache und Realität geschärft. Gerade jene Worte, die noch vorgeben, in göttlicher Weise schöpferisch sein zu können, sind für diese Realität mindestens eine Schuhnummer zu gross. Darum heisst es im Titelgedicht *«mein barfüssig lob»: «les dieux s'en vont/die wörter bleiben/schuhe/für uns zu gross//barfuss dann halt.»*

Die bescheidene Barfüssigkeit ist ein hoher Anspruch. Mit allen Mitteln seiner Kunst versucht Marti, die Siebenmeilenstiefel gängiger Formeln — und seien sie auch kritisch gemeint — auszuziehen, seine Versfüsse auszusetzen der rissigen Realität. In den blossen Füssen erwacht — so die Hoffnung — der *«tastsinn des lebens».* Diese Offenheit versucht Marti gegen die «Schuhe» der «Wörter» einzutauschen, und muss dazu doch in diesen Schuhen tanzen. Seine Texte experimentieren mit verschiedenen Rhythmen, fallen aus dem Takt und ins Stammeln, biegen sich ironisch und befreien sich als Sprachspiel. Die Kalauer, die Martis neue Gedichte prägen, veranstalten mit morgensternscher Hinterlist den Sinn- und Reimzwang der traditionellen lyrischen Sprache so, dass dieser gerade zur Diskussion steht. Auf *«dies- und jensaiten»* wird hier gespielt, *«kraterrand»* bezogen auf *«vaterland», «ausgesorgt»* auf *«eingesargt»* — Kalauer als schöpferische Dekonstruktion einer dekonstruierten Schöpfung. Dass in diesem Spiel nicht alles glücken kann, versteht sich von selbst; das Spiel gegen den Zwang hat selbst zwanghafte Züge: *«sachzwang walzt uns alle flach lang.»* Der Weg zur Barfüssigkeit, der über den Umweg der Spracharbeit führt, ist anstrengend und steinig.

Auf diesem Umweg aber gelingen Marti starke Zeilen für schwache Gefühle. Dort, wo keine Kalauer mehr die Sprache kontrollieren, lässt Marti seine Gefühle und Verse buchstäblich gehen — *«geh dicht/geh!»* heisst hierfür die sprachspielerische Formel. In diesem Gang dicht an der Realität gelangt die Pilgerschaft zur Barfüssigkeit an ihr Ziel. Im Gedicht *«existenzgrad null»* etwa: *«und mittags/souffliert die sonne/ stelle dich taub/stelle dich tot//bis der wind/dich verweht».* Im Nullpunkt dieser Sinnesstille werden die Herztöne einer anderen, neuen Sensibilität vernehmbar, wie am Schluss des Gedichts *«melancholie»: «waschlappig hängt/ohn lust/ohn laut/das herz am fenster.»* Hier hinterlässt die Trauer ihre profiliertesten, eindrücklichsten sprachlichen Spuren, die weiterführen in Richtung Widerstand und Hoffnung. Ein variiertes Schlaflied beginnt mit: *«traurig bin*

*ich/geh zur ruh/decke mich mit/deinem körper zu»* und endet mit dem Aufbruch: *«eiszeit! doch mit/dir im arm/ fühl ich wieder / wütend mich und warm».*

Diese Windstille der Trauer, die Flaute der politischen Hoffnung, öffnet sich für Marti durch ihre religiöse Dimension. Nicht zufällig steht das zitierte Schlaflied unter dem Obertitel *«karsamstag».* Die religiöse Zuversicht, der Glaube an die Schöpfung, den die Dreiteilung der Gedichtsammlung aufbewahrt, macht aus dem Vakuum der Resignation eine Zwischenzeit, einen Zwischenraum. Martis Gedichte sind zwischen unten und oben angesiedelt. Er singt das Lob des Grases, das willig unterliegt, unter das aber doch jeder zu liegen kommt. Genauso lobt er den *«blauen himmel»* und rät, in raffinierter Parodie der Werbesprache: *«trinkt blau/trinkt nicht kummer!»* Ohne das Blaue vom Himmel herunter oder das Grüne vom Boden heraufzureden, formuliert Marti die Fluchtpunkte seiner Hoffnung, wie er sie realisieren will: barfüssig und barhäuptig zugleich.

Der christliche Begriff dafür heisst «Auferstehung», im Gedicht *«brot wein»* verstanden als *«der aufstand zum leben».* Martis Gedichte nehmen diese österliche Verheissung beim Wort, indem sie aufstehen, eintreten wollen für die Schöpfung, ungeschützt, stammelnd und mit dem Risiko des Stolperns. Marti beweist damit jenen *«Dichtermut»,* den Hölderlin in einer späteren Fassung des so betitelten Gedichts verzweifelt und beschwörend preist: *«Sind denn dir nicht bekannt viele Lebendige?/Geht auf Wahrem dein Fuss nicht, wie auf Teppichen?/ Drum, mein Genius! tritt nur/Bar ins Leben, und sorge nicht!»* In die Fussstapfen dieser Tradition treten Martis Gedichte; barfüssig erkunden sie den blossen Boden gerade dort, wo er nicht mit den Teppichen des Wahren gepolstert ist.

*Peter Utz*

[1] Kurt Marti: Mein barfüssig Lob. Gedichte. Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1987.

# Dulder oder Rebell?

*Illumination der Hiobslegende in byzantinischen Miniaturen*

*«Es war ein Mann im Lande Uz, der hiess Hiob...»* — Mit diesen Worten beginnt die alttestamentliche Legende von dem Mann, der mit Gütern dieser Welt aufs schönste gesegnet sein Leben in Gottesfurcht verbrachte. Was also gottgefällig war, hat — so entspricht es wohl dem Lauf der Welt — der Missgunst des Bösen gerufen. Und so forderte denn der Satan den Herrn mit der Wette heraus, dass seines Knechtes Treue nicht länger verhalten werde, als dieser sich ungeschmälert seiner Güter erfreue; würden diese angetastet, *«was gilt's, er wird Dir ins Angesicht absagen...»*

Die Wette ist angenommen und das Spiel vom Gegenspieler in Szene ge-

setzt worden: Räuber sind in Hiobs Güter eingefallen, haben seine Hirten getötet und die Herden davongetrieben. Feuer ist vom Himmel gefallen und hat, was übrig geblieben war, verzehrt. Schliesslich ist ein *«grosser Wind»* von der Wüste gekommen, der das Haus zum Einsturz brachte, in dem die sieben Söhne Hiobs und seine drei Töchter zum festlichen Mal versammelt waren; alle sind von den Trümmern erschlagen worden. Aber ob all diesem Leid ward Hiob in seinem Glauben nicht erschüttert. Er zerriss in Trauer die Kleider und raufte sein Haupt, doch schickte er sich in das grosse Leid mit den frommen Worten: *«Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt!»*

Der Widersacher musste bei der nächsten Begegnung im Himmel dem Herrn eingestehen, dass er die Wette fürs erste verloren. Er erbat sich indessen die Gunst einer zweiten Prüfung, bei der es erlaubt sein sollte, *«Haut und Gebein»* des auf die Probe Gestellten anzutasten. Alsogleich wurde denn auch Hiob vom Aussatz befallen. Und als er so, von der Fusssohle bis zum Haupt mit eiternden Schwären bedeckt, in der Asche sass, konnte sich in der Tat der Dulder nicht länger enthalten, den Tag zu verfluchen, an dem er geboren ward. — Das darüber einsetzende Rechten Hiobs mit dem ungerechten Gott zieht sich über drei Dutzend Kapitel des Buches in Rede und Gegenrede. Von der eigenen Frau im Ekel über seinen Anblick gemieden, wechselt der von Schmerzen Gepeinigte mit den Freunden, die seine Heimsuchung als Strafe für dem Menschen nicht zustehende Anmassung bezeichnen, rebellische Worte. Bis der vom Dulder zum Rebellen Gewandelte durch die Rede des Herrn höchstselber, der aus dem Wetter zu ihm spricht, sich demütigt und für sein *«unweises Reden»* Busse tut. Wofür er — so der Gnadenbeweis des verkannten Allmächtigen — nicht nur von seinem Leiden befreit wird, sondern *«zwiefältig soviel, wie er gehabt hatte»* geschenkt erhielt, nochmals sieben Söhne und drei Töchter *«kriegte»* und weitere hundertundvierzig Jahre *«mit Kindern und Kindeskindern bis in das vierte Glied»* lebte...

*

Die Heimsuchung des Gerechten, das besonders schwer zu verstehende Zuschlagen des Schicksals, wenn dieses gerade den Frömmsten für die härtesten Schläge sich auszuwählen scheint, hat seit jeher vor letzte Fragen geführt, die sich menschlichem Begreifen entziehen. Das Buch Hiob, in dessen Mitte so einer steht, dem Leiden über alles Mass zugemutet werden, und der dieses Leiden mit unbegreiflicher Geduld — der sprichwörtlichen *«Hiobsgeduld»* — zu tragen sich anschickt, bis auch ihn ob dem unverständlichen Wirken der höheren Macht die Kraft verlässt und er in seinem Elend sich auflehnt, ist als Dichtung in die Weltliteratur eingegangen. Es wird Dantes Göttlicher Komödie oder Goethes Faust gleichgestellt, von dem übrigens das *«Vorspiel im Himmel»* übernommen worden ist.

Unsere Zeit wird von Hiob wieder in besonderer Weise berührt. So darf es denn wohl als zeitgemässes Unternehmen empfunden werden, was der bis vor kurzem als Gemeinde-Seelsorger tätig gewesene Dr. theol. h.c. *Paul Huber* (Bern) vor Beginn und während seiner eigenen Leidenszeit sich abgerungen hat: Der früh schon mit einer kritischen Einführung in das anthropo-

sophische Weltbild in Fachkreisen aufgefallene Theologe hat sich auf seinem Weg zusehends der Ostkirche genähert. Stark berührt von der frommen Welt der Ikonen, ist er auf ausgedehnten Forschungsreisen tiefer in die byzantinische Kunst eingedrungen, wovon verschiedene, viel beachtete Publikationen schon zeugten. Und so hat er als jüngstes Zeugnis seiner Forschertätigkeit eine aus dem Gewohnten herausstechende Bildausgabe des Buches Hiob [1] geschaffen.

Das umfangreiche Werk gefällt nicht nur wegen der hervorragenden Wiedergabe der naiv-gläubigen Malereien, die — so die im Johanneskloster von Patmos entdeckten Schätze — seit über einem Jahrtausend in klösterlicher Abgeschiedenheit aufbewahrt werden. Der Verfasser hat in stiller Forscherarbeit in den Bibliotheken dieser Klöster, in der venezianischen Marciana, der römischen Vaticana und in Jerusalem auch die zeitgenössischen Kommentare zur Hiobslegende sich herausgeschrieben und übersetzt. Diese von den Skriptoren jener Zeit in kunstvoller Buchstabenmalerei zusammen mit der einschlägigen Bibelstelle um die von den Miniaturen in jedem Kodex neu variierten bildlichen Darstellungen gruppierten Texte des alexandrinischen Kirchenschriftstellers Olympiodoros werden in übersichtlicher Anordnung ebenfalls dem heutigen Leser zugänglich gemacht und mit zusammenfassenden Erläuterungen in die zeit- und kunstgeschichtlichen Zusammenhänge gerückt...

*

Dulder oder Rebell? — Der Hiob der Legende hat in der Zwiesprache mit dem *«Herrn aus dem Wetter»* die Antwort erhalten, die ihn vom Rebellen wieder zum Gläubigen gemacht hat. Die unverständlichen Heimsuchungen wurden von ihm als Glaubensprüfung erkannt und anerkannt. Der Geprüfte, so schwer es für ihn gewesen, das ihm Auferlegte zu ertragen, sieht im nachhinein den Sinn der Prüfungen ein. Und für diese Einsicht lässt der Schöpfer seinem Geschöpf eine Genugtuung zukommen, die in weltlichen Werten nachgerechnet werden kann. — Wie halten wir es mit diesem versöhnenden Ausgang der Weltgeschichte? Als Angehörige einer Zeit voller apokalyptischer Visionen fällt es uns schwer, einen gültigen Ablauf der Ereignisse nachzuvollziehen. Uns fehlt die Gläubigkeit früherer Zeiten, die das Schwere erträglicher zu machen vermochte. So halten wir es wohl eher mit Hiob dem Rebellen, als dem Dulder Hiob. Was allerdings unsere Existenz nicht leichter macht.

*Arnold Fisch*

[1] Paul Huber: Hiob, Dulder oder Rebell? — Byzantinische Miniaturen zum Buch Hiob in Patmos, Rom, Venedig, Sinai, Jerusalem und Athos. Patmos-Verlag, Düsseldorf 1986.

# Schweizer im Zarenreich

*Zur Geschichte der Auswanderung nach Russland*

Schweizer waren immer dabei, wenn die Zaren Ausländer einluden, sich in ihrem Reich niederzulassen. Im 17. Jahrhundert waren es vor allem Offiziere und Militärtechniker, aus denen sich in manchen Fällen Dynastien von Offizieren und Beamten entwickelten. Unter Peter dem Grossen kamen Mediziner und Apotheker hinzu, von denen viele in die Garnisonsstädte und an die Front geschickt wurden. Schweizer Architekten und Baumeistern, meist aus dem Tessin, verdanken St. Petersburg und Moskau einige der schönsten Gebäude. Auch an die Akademie der Wissenschaften wurden Schweizer, besonders Mathematiker und Naturwissenschaftler berufen. Die Eidgenossenschaft hatte sowohl deutsch- als auch französischsprachige Erzieher für die kaiserliche Familie und den Adel zu bieten, als dieser sich um westeuropäische Bildung bemühte. Geistliche aus der Schweiz wirkten an den reformierten Kirchen der beiden Hauptstädte, in den deutschen Kolonien des Wolgagebiets und Südrusslands. Schweizer Unternehmer wandten sich aufstrebenden Industriezweigen zu und spielten besonders in der Textilindustrie eine Rolle.

Unter den von Katharina II. angesiedelten Bauern dürften sich dagegen, wie die Autoren angesichts der Ergebnisse der Dialekt-Forschung meinen, wohl nur wenige Schweizer befunden haben. Auch konnten sie nicht feststellen, wieviele Schweizer sich an dem grossen Schwabenzug der Jahre 1816/17 beteiligten. Leichter ist dies, wo die Schweizer nicht in der Masse der deutschen Einwanderer untergingen und gesondert angeworben und angesiedelt wurden. 1804 überschritten rund sechzig Schweizer Familien die russische Grenze und liessen sich auf der Krim nieder. Da die Mehrheit aus Zürich kam, nannten sie ihre Kolonie Zürichstal. Waadtländer zogen 1823 nach Bessarabien, wo sie in ihrer Kolonie Schaba bei Akkerman bald einen wohlschmeckenden Wein herstellten.

Über die bäuerlichen Kolonisten, die auch ohne die Käser rund 10 Prozent der Russlandschweizer ausmachen, erfahren wir allerdings in dem hier besprochenen Werk recht wenig, was einerseits auf die in andere Richtungen zielenden Interessen der Mitarbeiter zurückzuführen ist[1]. Anderseits dürfte dies darauf beruhen, dass die Autoren vorwiegend mit Schweizer Quellen gearbeitet haben und die Bauern seltener als die übrigen Berufsgruppen nach der Oktoberrevolution in die Schweiz zurückgekehrt sind. Auch dürfte es nicht immer leicht gewesen sein, Zugang zu den einschlägigen Beständen in sowjetischen Archiven zu gewinnen.

Das Buch *«Schweizer im Zarenreich»* ist das Ergebnis eines Forschungsprojektes, das Prof. Dr. Carsten Goehrke angeregt und zusammen mit einigen seiner Schüler in einem erstaunlich kurzen Zeitraum zum Abschluss gebracht hat. Dabei konnte die Gruppe auf das Archiv und besonders die über 5560 Namen umfassende Mitgliederkartei der Schweizer Rückwanderer aus Russland zurückgreifen. Das Team führte einen Briefwechsel bzw. Gesprä-

che mit 250 Russlandschweizern oder deren Verwandten und arbeitete in Schweizer und zum Teil auch in sowjetischen Archiven. In der Art der Materialsammlung und -auswertung ist dieses Buch eine ausserordentliche Leistung, seine Lektüre ein Vergnügen.

Mit Hilfe der elektronischen Datenverarbeitung haben die Autoren festgestellt, dass es ausgesprochene Auswanderungskantone gab wie Graubünden und Glarus, aber auch typische Auswanderungsgemeinden, nämlich neben den Städten Genf, Zürich und Basel vier Berggemeinden, drei von ihnen in Graubünden. Die Auswanderungskurve verläuft parallel zur wirtschaftlichen Entwicklung in der Schweiz und zeigt Höhepunkte für die Zeit von 1820 bis 1835 und 1870 bis 1885. Bei der Volkszählung von 1897 befanden sich 5902 Personen mit Schweizer Bürgerrecht in Russland. Die Autoren schätzen die Gesamtzahl der jemals in Russland ansässigen Schweizer auf zwischen 38 000 und 57 500 Personen.

Unter den Einwanderern waren die Reformierten, die romanischsprechenden Bündner, die Italiener und die Vermögenden überrepräsentiert, während die Zahl der Franzosen ihrem Anteil an der Schweizer Bevölkerung entspricht. Rund die Hälfte der Schweizer lebte in St. Petersburg, Moskau, Riga, Odessa, Kiew und Warschau.

Bei den Berufen standen die Konditoren und Cafétiers mit 22% an der Spitze vor den Käsern mit 13%, 9% Kaufleuten, 8% Erziehern und Hauslehrern, 6% Architekten und Baumeistern, 5% Lehrern, 4% Landwirten und Winzern und 3% Geistlichen.

Während die Schweizer ebenso wie die deutschen Gruppenwanderer in den ersten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts drückende Not aus der Heimat trieb, bewog die Bündner Zuckerbäcker, die sich in den grösseren Städten ansiedelten, und die Berner Käser, die verstärkt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Russland zogen, die Aussicht auf einen steilen sozialen Aufstieg nach Russland. Denn sie hatten etwas zu bieten, worauf die Bevölkerung Russlands bis dahin hatte verzichten müssen: Feingebäck und Eis, Kaffee und Likör, Emmentaler und Edamer.

Wie die Autoren am Vergleich zwischen erlerntem und in Russland ausgeübtem Beruf, zwischen der Tätigkeit der Auswanderer- und der nachfolgenden Generationen zeigen, gelang den meisten Schweizern ein beruflicher und finanzieller Aufstieg. Schon die meisten Kinder der zweiten Generation sprachen perfekt Russisch. Allerdings verzögerten das Hochdeutsche und das Luthertum den Assimilationsprozess an die Mehrheitsvölker und die Orthodoxie. Der Anteil der russischen Ehepartner nahm jedoch von Generation zu Generation zu und erreichte in der vierten schon bald die Hälfte.

Die meist beruflich erfolgreichen Schweizer identifizierten sich mit der neuen Heimat, scheuten aber meist vor dem nächsten Schritt, der Annahme der russischen Staatsbürgerschaft, zurück. Sie hielten vielmehr Kontakt zu den offiziellen Vertretern der Schweiz in Russland und zu der alten Heimat, kehrten oft auch im Alter dorthin zurück und veranstalteten in Notzeiten Sammlungen für die Heimat.

*«Schweizer»,* schliessen die Verfasser, *«haben sich um die wissenschaftliche, künstlerische, bildungsmässige und wirtschaftliche Entwicklung Russlands zweifellos grosse Verdienste erworben; aber Russland hat sie von dem wenigen Geld bezahlt, das dem Land*

*verfügbar war. Staat und Adel — die wichtigsten Kunden, Auftrag- und Arbeitgeber der Russlandschweizer — haben das Geld dafür aus den Taschen vor allem der Bauern geholt und damit dazu beigetragen, dass diese auf keinen grünen Zweig kamen.»* Dies ist ein Hinweis, der auch bei einem Urteil über die Rolle anderer Ausländer wie der Deutschen im Zarenreich bedacht werden sollte.

*Detlef Brandes*

[1] Roman Bühler u.a., Schweizer im Zarenreich. Zur Geschichte der Auswanderung nach Russland. Zürich 1985.

## «Wie die Zeitungen zu ihrer Rolle kamen»

Vieles benützen wir, ohne zu wissen, wie es eigentlich funktioniert. Dies dürfte aber in manchem nicht weiter von Belang sein. Bei anderem wiederum ist oder wäre eine bessere Kenntnis wichtig, weil davon abhängt, wie wir etwas benützen. Dies gilt zum Beispiel für das Pressewesen. Als Leser sollten wir aber nicht nur das technische und administrative Funktionieren einer Zeitungsproduktion kennen, wir sollten uns darüber hinaus immer wieder Gedanken über die gesellschaftliche Funktion der Zeitungen machen, um auch diesbezüglich das Funktionieren oder Nichtfunktionieren der Presse feststellen zu können. Oskar Reck* bietet für derlei Reflexion mit seiner jüngsten Publikation wertvolle Orientierungshilfe.

Der erfahrene Publizist verfolgt mit seiner kleinen Pressegeschichte das bescheidene und zugleich ambitiöse Ziel, gemeinverständlich zu beschreiben, wie die Zeitungen zu ihrer Rolle kamen und welche Wechselwirkungen zwischen ihnen, den politischen und gesellschaftlichen Kräften bestehen. Wer diesen zeithistorischen Essay gelesen hat, wird fortan die tägliche Zeitung mit einem anderen, mit einem aufgeklärten Bewusstsein lesen. Ein erster Teil führt von den schwer fassbaren Anfängen durch die Jahrhunderte und die verschiedenen Gesellschaften. Als Konstanten werden sichtbar, dass die freie Presse für die Mächtigen stets eine Bedrohung bedeutete und umgekehrt die Freiheit der Presse durch die Mächtigen stets bedroht war: durch die absolutistischen Monarchen des 18. Jahrhunderts wie durch die totalitären Herrscher des 20. Jahrhunderts — und durch die Pressezaren und Wirtschaftsgiganten der neuesten Zeit. Reck hat diese jüngste Zeit vor Augen, wenn er von einer «doppelten Buhlschaft» spricht, die von den dominierenden Medien zu den politischen und ökonomischen Machtzentren und von diesen wiederum zu den Medien betrieben werde.

Im Fernsehen sieht der Verfasser, entgegen einer landläufigen Meinung, aber wohl zu Recht, keine Bedrohung für das Print-Medium. Er betont aber, dass die Presse sozusagen täglich ihre Position neu gewinnen müsse. Dies stelle höchste Anforderungen an den Journalisten: *«Wer dieses inneren Kampfes müde ist, hat im Journalismus nichts mehr zu suchen.»* Vorbildliche

Leistungen erbrächten die deutsche *«Zeit»*, die französische *«Libération»* und der italienische *«Corriere della Sera»*.

Der zweite Teil ist den schweizerischen Zeitungen gewidmet, die im grossen und ganzen der allgemeinen Presseentwicklung folgten, doch in einem Punkt eine besondere Eigenart aufgewiesen hätten: Sie seien bis vor kurzem vor allem Instrument im Parteienstaat gewesen. Die für die Schweiz als typisch erachtete Pressevielfalt habe der einzelne Leser nicht wahrgenommen. Man habe sich einem Leibblatt anvertraut und sich eigene Reflexionen erspart. Dass die Zeitungen sich mehr und mehr ihre ursprüngliche Parteigebundenheit abstreiften, wird oft als wichtige, ja entscheidende Ursache für den Niedergang der Parteien verstanden. Reck sieht es eher umgekehrt: Es sei die Schwäche der Parteien und des Parteienstaates, die zu dieser Ablösung geführt habe. Und anderes sei freilich hinzugekommen, zum Beispiel die Bildung von Agglomerationen und Wirtschaftsräumen, welche die traditionellen Parteiterritorien sprengten und für die Presse zum bestimmenden Nährboden geworden seien.

Der Autor präsentiert im dritten Teil kurz zwei pressegeschichtliche Paradefälle: Emile Zolas *«J'accuse»* (verfasst 1898 als Reaktion auf die Dreyfus-Affäre) und die mutigen und hartnäckigen Recherchen der *«Washington Post»* in der Watergate-Affäre von 1972/73. Oskar Reck stellt abschliessend fest: *Natürlich existiert überall, wo unter einigermassen demokratischen Voraussetzungen regiert und verwaltet wird, eine Kontrollpflicht der Medien. Sie ist auch dort wichtig, wo es um sehr viel weniger Spektakuläres als im Falle von Watergate geht.»*

*Georg Kreis*

* Oskar Reck, Die Presse schreibt, macht und wird Geschichte. Sauerländer Verlag, Aarau 1986 (Beiträge zur Kommunikations- und Medienpolitik Bd. 6).

# Hinweise

## Blaise Cendrars

Im September 1987 würde er 100 Jahre alt: Blaise Cendrars, Abenteurer, Lebenskünstler, Fremdenlegionär, vor allem aber Schriftsteller, Erzähler des Lebensromans von General August Suter, Dichter, Filmemacher, Reporter, eine einzigartige Getalt, Zeitgenosse Apollinaires, Picassos, Braques, mit denen er in Paris Kontakt hatte, schwer zu fassen zwischen Wirklichkeit und Legende, ein Wanderer durch ein bewegtes Jahrhundert. *Miriam Cendrars,* seine Tochter, Journalistin und Literatin, hat sein Leben erzählt, vielleicht in der einzigen Form, in der das möglich ist: als romanhafte Montage nämlich, als Roman-Biographie. Allein das Kapitel über Brasilien, hier beispielshalber genannt, gibt einen Begriff von der phantastischen Existenz, die das Erinnerungsbuch der Tochter festzuhalten sucht. Sie verwendet dabei zahlreiche Zitate aus den Werken und Briefen. Der Roman-Biographie ist ein broschiertes kleines Buch *«Cendrars entdecken»* beigefügt, herausgegeben von

*Peter Burri,* der darin Essays verschiedener Autoren über den Dichter zusammengestellt hat. Die deutsche Ausgabe des umfangreichen biographischen Romans von Miriam Cendrars (Übersetzung Giò Waeckerlin Induni) ist 1986 im *Lenos Verlag, Basel,* erschienen.

## Literatur zum Thema Theater

### Carlo Goldoni: «Meine Helden sind Menschen»

Die Memoiren des Carlo Goldoni, aus dem Französischen übersetzt von *Eva Schumann,* erschienen erstmals in deutscher Sprache 1949 in der DDR. Jetzt bringt der *Athenäum Verlag, Frankfurt am Main,* eine Neuausgabe heraus. Goldoni hat seine Memoiren 1787 in Paris, der Wirkungsstätte seines Alters, erscheinen lassen. Dort nämlich hat er, der 1762 Venedig verliess, das «Théâtre des Italiens» geleitet. Seine Erinnerungen sind ein Zeitbild. Er schildert Kindheit und Studienzeit, Liebeswirren und erste Erfahrungen im Beruf eines Anwalts. Dann eröffnet sich ihm die Welt des Theaters, er wird zum Reformer der Commedia dell'Arte, und in der Folge sind seine Erinnerungen Werkbeschreibungen. Nicht nur die Komödien, die er geschrieben hat, skizziert er in seinem Lebensbericht, sondern zugleich die Umstände, unter denen sie entstanden und aufgeführt worden sind. Das umfangreiche Buch weist leider kein Inhaltsverzeichnis auf, keine Übersicht über die Ereignisse, die in den drei Teilen des Buches abgehandelt werden. So muss der Leser die besonders herausragenden Stellen suchen, etwa jenes 42. Kapitel des zweiten Teils, in dem Goldoni von seinem Abschied von Venedig mit der Komödie «Una delle ultime sere di carnevale» erzählt und dabei gesteht, dass er im dröhnenden Schlussbeifall Tränen in den Augen hatte.

### Paul Claudel auf deutschsprachigen Bühnen

Mit grossem Fleiss und staunenswerter Sachkenntnis hat *Edwin Maria Landau* die Claudel-Rezeption auf deutschsprachigen Bühnen registriert und durch den Abdruck von Theaterkritiken dokumentiert. Es ist dabei bemerkenswert, dass seit 1913 eigentlich kontinuierlich Claudels Präsenz auf diesen Bühnen belegt werden kann, während Frankreich bei einzelnen Werken eher zögerte. Vierzehn Stücke des Dichters erfuhren ihre Uraufführung auf deutschsprachigen Bühnen. Hervorragende Regisseure wie Hans Lietzau und ebenso hervorragende Schauspieler haben sich des gedankenreichen und poetischen Theaters des Paul Claudel angenommen. Landau zeichnet den Weg einer Rezeption nach, die 1913 in Hellerau beginnt, wo Claudel selbst Regie führte und sein Stück «Mariä Verkündigung» in deutscher Fassung zu einem schönen Erfolg brachte. Die umfangreichen Auszüge aus den Kritiken, die einen wesent-

lichen Bestandteil der Dokumentation ausmachen und Inszenierungen von 1913 bis 1986, von Wien bis Basel, München bis Zürich und Berlin bis Köln betreffen, lassen einmal mehr erkennen, wie lebendig und differenziert im Spiegel der Theaterkritik bewahrt bleibt, was seiner Natur nach vergänglich ist. Edwin Maria Landau, der viele Stücke Claudels selber übersetzt hat, ist Gründer des Claudel-Forschungszentrums der Universität Zürich. Sein Buch enthält Abbildungen, ein Personenregister und ein Verzeichnis aller dargestellten Aufführungen *(Prestel Verlag, München 1986).*

**Franz Hohlers Kabarett-Buch**

Die «Biografie I», die dem Buch vorangestellt ist, erweist sich als Text des Kabarettisten. Da gibt er sich als Sohn einer ukrainischen Spionin und eines Murmeltierwärters aus der Schweiz aus. Die Mutter sei in eine Gletscherspalte gestürzt, der Vater in einem Tellereisen der fünften Kolonne gestorben, und in dieser Weise weiter. Franz Hohler veröffentlicht eine Auswahl seiner Kabarett-Texte aus zwanzig Jahren. Im Rückblick nennt er die Nummern aus «Pizzicato», seinem ersten Programm, Spiel mit Bildungsballast. Biedert er sich da nicht bei denen an, die den Schwachsinn herumbieten, Bildung zu haben, deute auf ein falsches Bewusstsein? Der Texter Hohler (der übrigens genau weiss, wie viel seinen Texten fehlt, wenn sie nur gelesen werden, wenn er sie nicht vor Publikum spielen kann) ist ein gescheiter und gebildeter Mann. Allein die Darbietung vieler seiner Nummern sowohl in einer Mundart — wie in einer hochdeutschen Fassung zeigt seine hohe Sprachbegabung, und ausserdem enthält das Buch Übersetzungen aus dem Französischen und dem Englischen, manchmal auch eher schon nachempfundene Paraphrasen, die von literarischem Wert sind und Hohlers dichterische Fähigkeiten ins Licht rücken. Ob ein Kabarettist seiner Wirkung (und erst recht seiner Kunst) einen Dienst erweise, wenn er sich in den Demonstrationszug einreiht, wenn er also die kritische Warte des Einzelgängers verlässt, scheint mir fraglich. Auch auf diese Weise kann einer seine Freiheit verlieren *(Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1987).*

**Peter Meiers Theater- und Literaturkritik**

Ein Journalist, der während Jahren Theater- und Literaturkritik selbst geschrieben und als Redaktor am Zürcher «Tages-Anzeiger» das Ressort Kultur verwaltet hat, gibt Auskunft über den Literaturbetrieb, wie er ihn erfahren hat. Er steht im Begriff, das Ressort zu wechseln, das Kulturelle mit dem Politischen zu vertauschen, und das ist ihm Anlass zu einem Rückblick. *«Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent»* — der Titel ist nicht eben glücklich. Und lieber möchte man eine Auswahl der Kritiken Peter Meiers als seine Ansichten über Praktiken und Taktiken. Ein Kapitel seines Buches ist der Episode Peter Löffler am Schauspielhaus Zürich gewidmet. Es gibt da gründlichere und gerechtere Analysen; aber hier ist immerhin zusammengefasst, wie es die Kulturredaktion jenes Blattes sah, die munter Partei ergriff und keineswegs des Nachdenkens für nötig hielt, dass andere Kritiker von Anfang an Bedenken äusserten. Es ist

sehr salopp, von Elisabeth Brock-Sulzer zu schreiben, sie «schien die Welt nicht mehr zu verstehen und glaubte, auf der Pfauenbühne Sodom und Gomorrha zu sehen». Man kann nämlich nachlesen, wie sie ihre Einwände begründet hat. Peter Meiers Buch über Kritik und Kritiker schliesst mit «undogmatischen Grundsätzen», denen man wohl zustimmen kann. Es kommt jedoch auf die Art und die Qualität an, wie sie befolgt werden *(Zytglogge Verlag, Bern 1987).*

**Vom «anderen» Theater**

*Peter Arnold,* der Verfasser dieses Berichts über die Claque Baden, hat *«Auf den Spuren des «anderen» Theaters»* als Dissertation im Fachbereich Kommunikationswissenschaften der Philosophischen Fakultät der Freien Universität Berlin eingereicht. Sein Referent (oder Doktorvater) ist Henning Rischbieter, Professor an der FU. Die Claque ist jenes Kleintheater, das — unter strengster Beachtung der Mitbestimmung aller seiner Ensemblemitglieder — in der freien Theaterszene der Schweiz einen besonderen Platz einnimmt. Arnold hat die Claque und ihre Produktionen über Jahre verfolgt, er kennt ihre Stärken und kennt auch ihre Krisen, die auch darin ihren Grund hatten, dass man vor lauter politischem Engagement das schauspielerische Handwerk vernachlässigte *(Limmat Verlag Genossenschaft, Zürich 1987).*

Messerli

A. Messerli AG, Sägereistrasse 29, 8152 Glattbrugg/Zürich
Telefon: 01/829 11 11

Mikrofilm
Telekopie
Büro-Kopie
Technische Kopie
Grafisches Fachgeschäft